

Prolog

Der stechende Geruch von Petroleum liegt in der Luft und schon im nächsten Moment fressen sich die Flammen durch das Papier. Es zischt und mit dem nächsten Blinzen tanzen die ersten Zungen über den Schreibtisch.

Mir schnürt sich die Kehle zu, die Hitze presst sich gegen mich, als wollte sie mich aus dem Raum stoßen. Ich schnappe nach Luft.

»Komm!« Seine Stimme ist fest, drängt mich nach vorne.

Ich stolpere in den Korridor, vorbei an den tausend Türen, während hinter uns das Feuer knackt und noch mehr Möbel und Balken hungrig zerstört. Panik erfasst mich, als wir das Ende des Ganges erreicht haben. Hier kommen wir nicht raus!

Doch er bückt sich. Öffnet eine unscheinbare Luke und dahinter klafft ein Schacht, der in ein ungewisses Schwarz führt. Ohne zu zögern springt er hinein, dreht sich dann zu mir um, streckt mir die Hand entgegen.

Hinter wird das Knistern des Feuers zum Fauchen. Der Rauch brennt in meinen Augen und ich erkenne, dass ich keine Wahl habe.

Ich springe.

Der Tunnel ist eng, viel zu eng. Die Wände schaben an meinen Armen, mein Kleid bleibt hängen. Ich zerre es los, spüre die Kälte der

Steine, das Tropfen von Wasser, den modrig-süßlichen Geruch, der von irgendwoher kommt.

Ich reiße mich zitternd los, stolpere in den Gang, taste mich blind vorwärts. Die Dunkelheit ist nun so dicht, dass sie wie ein Gewicht auf meinen Schultern liegt, und ich komme nicht umhin mir eine grausige Frage zu stellen: Habe ich einen fürchterlichen Fehler gemacht, als ich ihm vertraut habe?

1

Jody

England, 1994

»Herzflattern?«, rief Jeff mit einer Mischung aus Entsetzen und Ekel in der Stimme. Bevor Jody wusste, was geschah, hatte er ihr das Notizbuch mit den leicht zerfledderten Ecken aus den Händen gerissen.

»Das kann nicht dein Ernst sein!«, schimpfte er so laut, dass sich das Personal des Retreats zu ihnen umsah. Gäste gab es hier keine. Jeff hatte das gesamte Luxushotel in dem beschaulichen Ort in England nur für sie gebucht. Vermutlich damit in der Yellow Press nicht darüber berichtet wurde, wohin die *Dark Scavengers* sich nach ihrer großen Tour zurückgezogen hatten und die Paparazzi hinter jedem Zaun lauerten.

Immerhin brannte die ganze Welt darauf, zu erfahren, was ihr nächster großer Hit sein sollte. Zumindest fühlte es sich zwischendurch so an, wenn der Manager oder Jeff, die restliche Band und im Grunde alle, denen sie begegnete, dezent oder auch wenig dezent danach fragten, ob sie nun den Aufhänger für das neue Album hatten. Eine solide Basis gab es zwar, aber es fehlten noch ein oder besser sogar zwei Songs, die alles trugen. Lieder, von denen man

instinktiv wusste, dass sie sich in den Köpfen der Hörer festsetzen würden.

Und einen solchen Song zu schreiben, das versuchte sie nun schon seit Wochen.

Es war nicht so, als würden ihr die Ideen ausgehen. Unzählige neue Songs hatte sie in den letzten Wochen geschrieben.

Das Problem war ein anderes – sie waren alle nicht gut genug.

»Willst du, dass ich mich jetzt vollkommen lächerlich mache?« Jeff sah sie fassungslos an, fast so, als hätte sie ihm ernsthafte Schmerzen zugefügt.

Ihr war bewusst, dass *Herzflattern* noch nicht der optimale Begriff war.

Aber er wusste seinerseits, dass es nur eine Rohversion war. Und auch noch gar nicht für seine Augen bestimmt!

So machte sie es nun mal, wenn sie die Liedtexte entwickelte. Manchmal, ja eigentlich sogar immer, startete sie mit einem bestimmten *Gefühl*, das sie vermitteln wollte.

Und das war nie leicht in Worte zu fassen.

Zumindest nicht in Worte, die weder plump noch klischeehaft waren.

Und deswegen arbeitete sie mit Platzhaltern. Übergangsworte, die schon mal grob in die richtige Richtung gingen. Sie waren unumgänglich auf dem Weg zum perfekt ausgereiften Text, denn sie zeigten ihr die Richtung an. Sie waren eine Art Ahnung, in die der Text sich entwickeln könnte, solange sie das Optimum noch nicht richtig zu fassen bekam.

Für viele mochten diese Übergangsworte erst einmal bizarre oder vielleicht einfach nur blöd klingen ... aber ... so arbeitete sie nun mal.

»Also ich wusste ja, dass du in einer kreativen Krise steckst, aber ich wusste nicht, dass es so schlimm ist«, beschwerte Jeff sich, während seine Augen weiter über den unfertigen Text glitten.

»Gib das wieder her!« Jody versuchte, ihm das Notizbuch zu entreißen, aber er drehte sich weg.

»Ist dir denn nicht klar, dass wir einen Ruf zu verlieren haben? Was kommt als Nächstes? *My heart will go on*? Wir machen Alternative Rock, keine Weichspülermusik für leicht zerbrechliche Herzen«, blaffte er sie an.

»Glaubst du, das weiß ich nicht?« Immerhin hatte sie die Mehrzahl der Songs der letzten beiden Alben geschrieben, mit denen die *Dark Scavengers* erst ihren großen Durchbruch gehabt hatten.

»Warum hörst du denn nicht mit diesem Bullshit auf und schreibst mal wieder einen ordentlichen Song?«, schrie er sie an.

Jodys Hände begannen zu zittern. Sie atmete tief ein und erinnerte sich selbst, dass sie alle unter enormen Druck standen.

Er meinte es nicht so.

Wenn man erst einmal ein gewisses Erfolgslevel erreicht hatte, waren die Erwartungen enorm. Zwei Mal hatten sie es nun schon bis in die Top Ten geschafft, jeder hoffte, dass sie dieses Niveau halten konnten.

Sie vermutlich am allermeisten.

Für Jeff die Songs zu schreiben und als Backgroundsängerin mit ihm auf der Bühne zu stehen, war mehr, als sie sich je hätte erträumen können.

»Man kann Ideen nun mal nicht erzwingen«, sagte sie leise und schlug die Augen nieder.

»Und deswegen kommst du mit diesem Kitsch? Mach doch mal wieder was Cooles über Drogenentzug, so wie bei *So Hard*.«

Jody ballte die Hände zu Fäusten. »Du denkst echt, das Lied handelt von einem Drogenentzug? Das habe ich nach unserem ersten großen Streit geschrieben!«

Es war absurd. Seine Fans himmelten ihn an, liebten ihn für die Seelenqualen, die er besang, nicht ahnend, dass es seine Freundin war, die sie einst erlitten hatte, und nicht der verwegene Rockstar, in den sie sich gerade verliebten.

»Woher soll ich das denn wissen?« Jeff donnerte das Notizbuch vor ihr auf den Sessel.

»Die letzte Textzeile, *so Hard not to love you*, waren vielleicht ein minimaler Hinweis«, schrie sie zurück und spürte, dass ihre Augen ganz heiß wurden. Für sie war das Lied ihre große Versöhnung gewesen und er hatte es nicht einmal verstanden? Mit aller Macht kämpfte sie die Tränen zurück, Jeff hasste es, wenn sie weinte.

Und sie auch.

Aber die Wut rauschte noch immer durch ihre Adern.

»Aber die Zeile hast du ja sicherlich nur 385.000 Mal gesungen«, schmetterte sie ihm ihre Wut entgegen. »Da kann es einem schon mal entgehen, dass es um eine schwierige Beziehung geht!«

Jeff verdrehte die Augen. »Und du solltest vielleicht mal darüber nachdenken, eine Therapie zu machen, wenn dich ein einfacher Streit dermaßen aus der Bahn wirft. Dann musst du deine Emo-Kacke auch nicht mehr über unsere Lieder verarbeiten.«

2

Evelyn

Schottland, 1928

»Herrlich«, sage ich, als wir oben auf dem Hügel angekommen sind und ich meinen Blick über das weitläufige Tal schweifen lasse, das sich vor uns erstreckt. Das saftig grüne Gras ist durchsetzt mit violetter Heidekraut und dem leuchtenden Gelb des Ginsters, der sich an den Rändern der Hänge hält. In der Ferne sieht man das dunkle Blau des Meers und immer wieder dringt das herrliche Rauschen zu uns hinüber.

Ein Blick in das Gesicht meiner Schwester Clara zeigt mir, dass sie ebenso erleichtert ist, endlich draußen zu sein. Es riecht nach Erde, sie ist noch leicht feucht vom Regen in der letzten Nacht, und nach wildem Thymian, der sich zwischen den Steinen hält. Ich wünschte, ich könnte noch viel mehr Zeit hier draußen verbringen. Es ist so viel angenehmer, als die steifen Polsterstühle im Salon – und die endlosen Ermahnungen unserer Gouvernante, die uns sogar vorschreibt, wann wir zu lächeln haben.

Clara scheint das Gleiche zu denken. »Das haben wir uns redlich verdient, nach all den strengen Regeln von Miss Turnbull. Ich schwöre dir, wäre ich auch nur eine Minute länger gezwungen

gewesen, kerzengerade am Tisch zu sitzen, wäre ich zu einer Salzsäule erstarrt.«

Ich hebe mahnend den Zeigefinger. »Die Meinung einer jungen Lady ist wie ein gutes Schmuckstück. Man kann es besitzen, aber nicht zu jedem Anlass tragen«, zitiere ich eine unserer strengsten Regeln in der krächzenden Stimme von Miss Turnbull und Clara macht sofort mit. »Tuch oder Hut sind bei Aufenthalt im Freien stets zu tragen«, ruft sie und schiebt mit einem triumphierenden Lächeln ihr Tuch von den Haaren in den Nacken und wir beide lachen vergnügt.

Ich bin so froh, dass sie wieder hier ist. Mit ihr machen selbst die wenigen Beschäftigungen, die uns jungen Damen gestattet sind, ungleich mehr Spaß. Zwar freue ich mich, den Winter nicht gemeinsam mit meiner Familie auf unserem Anwesen in Edinburgh zu verbringen, doch hier draußen in der Sommerresidenz in Nairns Cove, ganz in der Nähe von Inverness, werden die Abende mitunter recht lang. Auch wenn die beiden Hausangestellten sich redlich um mich bemühen und mir eine beachtliche Bibliothek zur Verfügung steht.

»Was sagst du, wettreiten bis zur großen Eiche?« Verschwörerisch blinzele ich Clara an.

Ein Lächeln umspielt ihre Mundwinkel. »Ziemt sich das denn für eine junge Lady?«

»Mit Sicherheit nicht«, entgegne ich im Tonfall unserer Gouvernante.

Jetzt kann Clara ihr Lachen nicht mehr zurückhalten. »Worauf wartest du dann noch?«

Kaum hat sie den Satz beendet, treibt sie ihren Apfelschimmel bereits an. Ich kann gar nicht mehr protestieren, dass sie kein

Startsignal abgewartet hat, und beeile mich, ihr zu folgen. Außer Atem erreichen wir die große Eiche, noch immer ausgelassen, doch als wir in der Ferne eine Gruppe anderer Reiter entdecken, verstummen wir sofort und tauschen einen Blick.

»Oh sieh nur, Lord Stanley scheint Gäste zu haben. Wir sollten sie begrüßen«, sagt Clara mit unverhohlener Begeisterung, doch in mir zieht sich alles zusammen. »Nein. Bitte nicht, lass uns lieber schnell wegreiten.«

Clara gefällt meine Antwort ganz und gar nicht.

»Ach komm schon«, sagt sie und sieht plötzlich ganz anders aus, »ich habe bei deinem kindischen Wettreiten auch mitgemacht.«

Ich ignoriere den Stich in meinem Herzen und beobachte mit zusammengekauerten Zähnen, wie Clara ihre Hand zum Gruß erhebt. Jetzt gibt es kein Zurück mehr. Der Anstand gebietet, dass die jungen Herren zu uns herüberkommen.

Rasch ziehe ich die Kapuze meines Umhangs tief ins Gesicht. Clara legt den Kopf schief und wirft mir einen strafenden Blick zu. Vermutlich hält sie es für übertrieben, aber sie weiß nicht, wie es ist, sie steckt auch nicht in meiner Haut.

Obwohl wir dieselben Eltern haben, könnten wir unterschiedlicher nicht sein: Wo sie der Tag ist, bin ich die Nacht; wo sie lebenslustig und leicht ist, begleitet mich die Schwere; wo sie gesellig ist, suche ich die Einsamkeit.

Die Reiter haben uns fast erreicht, ich kann schon das dumpfe Pochen unter den Hufen und ihre gedämpften Wörter hören, auch wenn ich das Gespräch noch nicht verstehe. Es sind ausschließlich junge Männer, kann ich nun erkennen. Ihre Kleidung sitzt tadellos – vermutlich frisch gebürstet vom Stallburschen.

Lord Stanley reitet vorneweg, er wirkt fast so muskulös wie sein dunkles Pferd. Er verneigt sich leicht und stellt uns seine Begleiter vor. Alfred Ruskin, den Sohn eines Whiskyhändlers mit ausreichend Vermögen, um bei den Landbesitzern mitzureiten, ein Stück dahinter ein gewisser Benjamin Shaw, ein Cousin Stanleys vom Kontinent. Er trägt Handschuhe, obwohl es warm ist, und begrüßt uns überschwänglich, aber ich beschränke mich auf ein knappes Nicken.

Im besten Fall stempeln sie mich als geheimnisvoll, im schlimmsten als mürrisch ab – beides ist mir einerlei, denn es gibt ohnehin schon genügend Gerüchte über mich. Auf das eine oder andere mehr kommt es nicht an.

Clara hingegen ist in ihrem Element und ich muss einen Anflug von Neid niederkämpfen. Ihre Worte fließen ohne jegliche Beschwerlichkeiten oder Versprecher, sie lächelt im richtigen Maß – Miss Turnbull wäre hochofrend – und ich sehe bereits jetzt in den Augen der jungen Männer, dass sie heute Abend schwärmen werden, welch entzückende Nachbarin sie doch haben. Zumindest die eine, mit den hellbraunen Locken und dunkelbraunen Augen. Vermutlich überlegen sie bereits, wie sie beim nächsten Ball unseren Vater möglichst elegant um die Erlaubnis einer Aufwartung bitten können.

Gerade als wir uns gegenseitig unsere Freude über diese reizende zufällige Begegnung versichern, kommt einer jener scharfen Windstöße auf, die ich sonst sehr liebe, weil sie mir den Kopf so wunderbar freimachen.

Diesmal aber verfluche ich den Wind.

Er reißt mir die Kapuze vom Kopf, kennt keine Gnade und legt mein schneeweißes Haar bloß. Sofort ruhen alle Blicke auf mir. Besonders für die Gäste, die noch keine Gerüchte gehört haben, muss mein Anblick ein Schock sein. Hastig ziehe ich die Kapuze wieder über den Kopf.

»Gentlemen«, zwingt ich mich zu sagen, damit mein Verhalten keinen Skandal heraufbeschwört, nicke noch einmal knapp und treibe meinen Wallach in den Galopp. Es ist mir einerlei, ob das unhöflich wirkt – ich muss hier weg. Mein Pferd fliegt förmlich davon, und ich bin erleichtert, als Clara zu mir aufschließt und mich nicht zwingt stehen zu bleiben, um auf sie zu warten.

Erst als meine Seiten zu stechen beginnen, pariere ich mein Pferd zum Schritt durch. Eine Weile reiten wir schweigend nebeneinander her, bis sie schließlich das Wort ergreift. »Evelyn«, sagt sie und wirft mir einen Seitenblick zu, »das war völlig unnötig.« Ihr Ton erinnert mich unangenehm an unsere Gouvernante, und ich antworte nicht.

»Was sollen die Herren jetzt von uns denken? Dass wir nicht ganz bei Sinnen sind?«

Ich schnaube. Sie weiß nicht, wie es sich anfühlt – sie mit ihrem perfekt glänzenden Haar, dem feinen Teint, den hohen Wangenknochen und den wachen Augen. Sie kennt nicht die Blicke, die mein Äußeres hervorruft. In jedem unweigerlichen Starren sehe ich es. Die Verwirrung. Und manchmal sogar Ekel.

»Hatten die Damen einen schönen Ausritt?«, fragt Joseph, der Stallbursche, als wir endlich auf dem Hof ankommen, doch wir bleiben ihm die Antwort schuldig, denn in dem Moment schallt Vaters Stimme in einem Ton über den Hof, der durch Mark und Bein geht. »Evelyn!«, hat er gerufen. Ratlos sehen Clara und ich uns an –

wir haben Vater noch nie so erlebt. Was kann er von mir wollen? Doch nicht etwa ... das, was ich befürchte?

3

Jody

Sie ließ sich treiben. War davongestürmt, konnte es nicht länger ertragen, in seiner Nähe zu sein. Am Bahnhof war sie mit nichts als ihrer Handtasche in den nächstbesten Zug gestiegen. Sie konzentrierte sich auf ihren Atem. Zum ersten Mal seit Jahren gab es keine Termine mehr, die an diesem Tag noch anstanden. Nichts, was sie noch erledigen musste, denn sie hatte beschlossen, es zu lassen – das Songschreiben.

Es gelang ihr ohnehin nicht mehr. Sie war einmal gut gewesen, sonst wäre sie nicht dorthin gekommen, wo sie war. Von ihrem ursprünglichen Beruf als einfache Klavierlehrerin hatte sie sich hochgearbeitet zur Lead-Songwriterin der vielversprechendsten Band der 90er Jahre.

Doch irgendwie musste es ihr abhandengekommen sein, das Talent.

Mit einem Gefühl der Leere im Bauch ließ sie die grüne Landschaft an sich vorbeiziehen und versuchte einfach, nicht zu denken.

Nicht an die Art, wie er sie angesehen hatte.

Nicht an die enttäuschten Augen der Band-Kollegen, wenn sie ihnen sagen würde, dass sie noch immer keinen Hit hatte.

Man hätte meinen können, dass es schön wäre, nach all den Wochen auf Tour endlich einmal an einem festen Ort zu sein. Doch jetzt genoss sie es, in diesem heruntergekommenen Zug zu sitzen. Die Sitze waren verblichen und durchgessen, der Boden machte schmatzende Geräusche, wenn jemand darüber ging. Sie hörte das Rattern der Räder und spürte die Wärme der Sonne auf der Haut, die in ihrem Luxus-Tourbus stets ausgesperrt wurde.

Im Zug war es nicht schön, aber es war echt. Vielleicht war es genau das gewesen, was ihr gefehlt hatte, in den letzten Monaten?

Wieder schob sie aufkeimende Gedanken beiseite, denn leider brachte das auch immer wieder die Tränen mit sich. Sie wünschte, sie wäre eine von diesen toughen Frauen, die den Menschen ihre Meinung sagten und Ablehnung mit der Schulter wegzuckten.

Aber so war sie nicht.

Es tat weh, wie Jeff sie angesehen hatte, ganz so als würde er sie nicht mehr lieben, nun da sie nicht mehr *funktionierte*. Und es schmerzte, dass sie es nicht mehr konnte.

Deswegen betrachtete sie einfach nur die Städte und Dörfer, die an ihr vorbeisausten. Als sie eines mit einer urigen Brücke aus Sandstein und mit bunten Stockrosen vor den Häusern erreichten, stieg sie spontan aus.

Rosewyck-upon-Tweed stand auf dem Schild.

Das gefiel ihr.

Es war so ganz anders als in White Plains, der Stadt im Bundesstaat New York, wo sie zum größten Teil aufgewachsen war, nachdem ihre Mutter ausgewandert war.

Sobald sie den Bahnhof verlassen hatte, ging sie einfach los. Erst die Hauptstraße entlang, dann bog sie in eine kleine Gasse

mit Kopfsteinpflaster ab, die zur Kirche führte. Davor standen zwei Bänke, auf einer davon saß ein älteres Paar und aß Eis. Sie nickte im Vorbeigehen, bekam ein Lächeln zurück. Der Friseursalon hatte ein verblasstes Schild über der Tür, ganz ohne Beleuchtung. Daneben gab es einen unübersichtlichen Secondhandladen und einen kunterbunten Blumenladen, den sie am liebsten leer gekauft hätte.

Schließlich blieb ihr Blick an einer Buchhandlung hängen, die Fenster waren vollgestellt mit Taschenbüchern, die in einem alten Koffer lagen, und neben dem Eingang hingen drei handgeschriebene Titelempfehlungen auf Neon-Papier.

Der Boden knarrte leise, als Jody ihn betrat. Sie liebte die ruhige Atmosphäre zwischen den schmalen Regalen voller Bücher, die so ganz anders war als die Lautstärke ihres sonstigen Lebens. Oh nein, die frische Erinnerung rief das verräterische Brennen in ihren Augen hervor und sie blinzelte es rasch weg, da ein junger Mann seinen Posten hinter dem Tresen verließ und auf sie zukam. »Kann ich Ihnen helfen?«

Jody überlegte, was ihr am besten helfen würde – aber einen Ratgeber für übersentimentale Menschen hatten sie vermutlich nicht. Wäre sie im letzten Jahrhundert geboren worden, hätte man sie vermutlich hysterisch geschimpft.

»Ich ... bin neu in der Gegend. Im ganzen Land sogar. Haben Sie vielleicht einen Reiseführer? Und ... einen Roman«, schoss sie spontan hinterher. Wie lange war es her, dass sie zuletzt ein Buch gelesen hatte? »Aber nichts, was mit Musik oder Künstlerkrisen zu tun hat.«

»Kein Problem.« Der Verkäufer lachte leise, verschwand in einem Seitengang und kehrte mit einem Reiseführer und mehreren

Taschenbüchern mit hübschen Umschlägen zurück. »Das hier ist kein Hochglanzführer, aber die Tipps wurden von echten Kennern der Region zusammengestellt.«

Jody überflog kurz die Klappentexte und entschied sich für einen Roman aus einem Kleinverlag. »Der hier ist perfekt. Vielen Dank!« Sie griff in ihre Handtasche und holte ihr übergroßes Portemonnaie hervor. »Sagen Sie...«, fragte sie zögerlich, als sie das Geld heraussuchte. »Kennen Sie in der Gegend zufällig eine kleine Pension oder ein Bed and Breakfast? Irgendetwas Unkompliziertes?«

Wieder hellte sich sein Gesicht auf. »Tatsächlich hat meine Großmutter eines hier im Ort, sie betreibt es zusammen mit ihrer Freundin. In einem alten Fachwerkhaus, nicht weit von hier. Wenn Sie mögen, könnten Sie es dort versuchen. Jetzt in der Nebensaison stehen die Chancen gut. Ansonsten gibt es eine Pension beim Rathaus und eine am Bahnhof.«

Jody bedankte sich und beschloss, das Bed and Breakfast zu suchen, denn sobald er das Fachwerk erwähnt hatte, war sie bereits Feuer und Flamme gewesen. Auch das war nach all den Luxushotels mit den spiegelnden Oberflächen, den goldenen Wasserhähnen und dem falschen Lächeln des Personals in den gestärkten Uniformen genau das Richtige.

»Sagen Sie ihr, Sie kommen von Zachary«, rief er ihr noch hinterher.

Das tat sie dann auch, als sie wenig später vor dem Fachwerkhaus stand, das herrlich windschief wirkte und neben dem ein kleiner Bach gurgelte. Nach dem Klingeln öffnete eine Frau mit grauer Dauerwelle und geblümter Schürze. Ein weißer Spitz klaffte sie freudig an.

»Aber natürlich können Sie hier wohnen, meine Liebe«, sagte sie auf Jodys Anfrage.

»Ich bin übrigens Martha und das hier«, sie nickte zum Hund, »ist Jackie. Wo ist denn Ihr Gepäck? Ich helfe Ihnen gerne.«

Jody suchte fieberhaft nach einer Ausrede. Sie konnte schlecht sagen, dass sie Hals über Kopf vor ihrem Freund geflüchtet war. Ihrem Freund, der zufällig ein berühmter Sänger war, während sie eine Texterin war – die ihr Gefühl für die Musik verloren hatte.

»Das ... ist leider während des Fluges verloren gegangen«, log sie mit einem schlechten Gewissen. »Ich erwarte es in ein paar Tagen.«

»Ach du liebe Güte, wie fürchterlich. Ich würde Ihnen ja etwas leihen, aber ich habe das Gefühl, unser Stil ist etwas unterschiedlich.« Sie musterte Jodys Lederjacke und die ausgefranste Jeans.

»Keine Sorge, ich schaue später im Secondhandladen vorbei. Zumindest einige Übergangssachen werde ich schon finden.«

Übergangssachen. Der Begriff blieb ihr im Kopf hängen, als sie der Wirtin die schmale Treppe hinauf in ein geräumiges Zimmer folgte. Das King-Size-Bett war mit Blümchenbettwäsche bezogen, die Lampenschirme hatten lange Bommel und in der Ecke stand ein gemütlicher Lesesessel, sodass es sich sofort nach Geborgenheit anfühlte.

»Dann lasse ich Sie erst einmal ankommen«, sagte Martha. »Hier in der Gegend gibt es einige schöne Wanderwege. Das Museum und die kleine Kirche lohnen sich auch. Fragen Sie jederzeit mich oder meine Freundin Ruth, wenn Sie noch etwas brauchen. Sie wohnt ebenfalls hier und wird morgen das Frühstück machen.«

Jody bedankte sich und ließ sich, sobald die Tür sich schloss, aufs Bett fallen. Sie zog den Reiseführer aus der Tasche und

blätterte darin, entdeckte sofort Tausende Dinge, die sie gerne sehen würde. Den kleinen Wasserfall, den Wanderweg mit der Fledermaushöhle, die gewundene Teufelsbrücke. Doch wenn die Wolken, die sich da draußen immer stärker zusammenrotteten, hielten, was sie versprochen, musste sie es auf einen anderen Tag verschieben.

Aber was dann? Es war gerade mal Mittag, sie hatte noch nichts gegessen und der gesamte Tag erstreckte sich gähmend lang vor ihr. Vermutlich sollte sie erst einmal dafür sorgen, dass sie Kleidung und Waschzeug für die nächsten Tage hatte. Dann könnte sie in den kommenden Tagen so etwas wie Urlaub machen, um auf andere Gedanken zu kommen.

Vielleicht fand sie dann zu ihrer alten Form zurück?

4

Evelyn

»Was, in Gottes Namen, hast du dir nur dabei gedacht?«, donnert mein Vater, kaum dass wir den großen Salon erreicht haben. Eigentlich liebe ich diesen herrlich luftigen Raum. Er erstreckt sich über die gesamte Westfront des Herrenhauses und die Fenster reichen vom glänzend gewachsenen Fischgrätparkett bis zur stuckverzierten Decke. Doch heute wirkt der Raum trotz des Sonnenscheins düster und die Luft wie kurz vor einem Gewitter.

»Ich fasse es noch immer nicht«, donnert mein Vater weiter und ich schlinge die Arme um mich, da sein Blick so ungewohnt kalt ist. Wie immer ist sein grau meliertes Haar streng nach hinten gekämmt und die Koteletten sind akkurat gestutzt, doch durch die Sorgenfalten auf seiner Stirn sieht er heute sehr viel älter aus, als er ist.

Hat er es wahrhaftig herausgefunden? Ich habe mich wirklich vorgesehen, keine Spuren zu hinterlassen. Ob Mutter mir helfen wird? Vorsichtig schiele ich in ihre Richtung, während Vater weiter wettet. Er klingt noch immer, als stünden wir am anderen Ende des Anwesens. Mutter sitzt auf dem Sofa, die Lippen zu einer schmalen Linie gepresst und wagt es kaum, in meine Richtung zu schauen. Von ihr brauche ich keine Hilfe zu erwarten, spüre ich, wie immer wird sie sich unterordnen.

»... also, wie kannst du es wagen?«, endet mein Vater seine Schimpftirade und sieht mich schweratmend an.

»I-i-ich ...«, setze ich unsicher an, denn noch immer weiß ich nicht, ob er es wirklich herausgefunden hat oder ihn etwas anderes erzürnt hat.

»Ausgerechnet der Stallbursche?« Vater hält den Zettel, den er schon die ganze Zeit in der Hand hatte, hoch und schleudert ihn mir schließlich entgegen. »Bringst du uns nicht bereits genug in Verruf durch ... deine *Art*? Haben wir dir nicht sämtliche Annehmlichkeiten zugestanden, indem du auch im Winter hierbleiben darfst?«

Ich runzle die Stirn. Ganz richtig ist das nicht. Zwar ziehe ich es tatsächlich vor, auch in der Wintersaison auf dem Sommersitz zu bleiben, doch letztlich war es sein Vorschlag gewesen. Damit mein *sonderbares Wesen* – wie er es beschönigend nennt – niemandem auffällt, werde ich kurzerhand als häufig unpässlich beschrieben. Dem milden Klima der schottischen Highlands wird eine heilende Wirkung zugeschrieben, und schon hat man die perfekte Ausrede, warum ich dauerhaft hier bin. Dabei geht es eigentlich um Clara. Meine Sonderlichkeit soll ihr Leben nicht einschränken, niemand soll sich befangen fühlen, ihre Bekanntschaft zu machen, und leider führt meine Anwesenheit in der Regel genau dazu.

»Was soll ich dazu sagen?« Vater gestikuliert in großen Bewegungen zum Brief. »Ich bin fassungslos, Evelyn. Wir ermöglichen dir alles, und du zögerst nicht, die gesamte Familie in Schande zu stürzen.«

Hastig werfe ich einen Blick auf den Zettel und überfliege die Zeilen.

Mein Geliebter,

ich zähle die Tage, bis wir wieder beieinander sein können. Ich habe eine Entscheidung getroffen. Sie ist mir nicht leicht gefallen, doch ich kann nicht mehr ohne dich sein. Deshalb sage ich ja, denn du hast recht – hier werden wir niemals glücklich sein. Nicht zuletzt wegen Tamy. Lass es uns also wagen! Wir können Ende nächster Woche den Sommersitz verlassen, einen Ort finden, an dem wir heiraten können, dann kann uns niemand mehr etwas anhaben, ganz gleich, was geschieht.

Tausend Küsse XXX

Mir wird heiß, und gleichzeitig beginne ich zu zittern. Das kann wirklich nicht wahr sein.

»Vater«, sage ich bestürzt, »du musst mir glauben, ich habe das nicht geschrieben.«

Vater lacht verbittert auf und verschränkt die Hände. »Es jetzt abzustreiten, macht alles nur noch schlimmer. Wenn du nur einen Funken Anstand hättest, würdest du zumindest dazu stehen. Und jetzt geh auf dein Zimmer, bis deine Mutter und ich entschieden haben, wie wir mit diesem Verhalten umgehen werden. Dir ist offenbar gar nicht klar, welche Konsequenzen auf die Familie zukommen, wenn eine höhere Tochter mit einem Hallodri durchbrennt.«

Ich schlucke. Zwingen mich wegzusehen, um nicht in Tränen auszubrechen, konzentriere mich auf den Kamin zwischen der Bücherwand, von wo der Geruch von brennendem Birkenholz mit einem Hauch Zitruspolitur herzieht. Dann sehe ich zu Clara, die mich mit weit aufgerissenen Augen anstarrt. Irgendetwas versucht sie mir mitzuteilen, doch ich kann es nicht entschlüsseln. Zu viele Gedanken toben durch meinen Kopf. Ich mache einen Knicks vor meinen Eltern und will den Raum verlassen. Clara erhebt sich sofort ebenfalls; ich

kann es kaum erwarten, mich mit ihr zu beraten. Doch Vater schickt ihr einen vernichtenden Blick. »Du nicht«, sagt er mit dröhnender Stimme. »Nicht, dass sie dir ebenfalls Flausen in den Kopf setzt.«



Eine ganze Woche hat mein Vater kein Wort mit mir gewechselt. Ich habe das Essen auf mein Zimmer gebracht bekommen und durfte es nicht verlassen. Tagelang habe ich nichts gehört, außer den Vögeln vor meinem Fenster und dem Rascheln hinter meiner Tür, wenn die Hausangestellten gelauscht haben.

Ich bin es zwar gewohnt für mich zu sein, aber die Tage fühlten sich dennoch doppelt so lang an. Jeden Tag habe ich Ausschau nach Joseph gehalten, ich muss so dringend mit ihm sprechen und gehofft, dass Clara auftauchen würde.

Keiner von ihnen ist gekommen.

Ich habe erst den Schrank und dann meinen Sekretär aufgeräumt, jedes Fach nach Erinnerungen durchsucht und dabei ein verblichenes Foto von mir und Clara als Kinder im Matrosenkleid gefunden. Stundenlang habe ich auf dem Boden gesessen und gelesen und trotzdem hat sich der Zeiger meiner Standuhr kaum fortbewegt.

Kein Wunder, dass es fast scheint, als würde mein Herz stehen bleiben, als es heute Morgen laut pocht und im nächsten Moment mein Vater hereinstürmt.

»Pack deine Sachen«, ordnet er an und nickt zum Kleiderschrank.

»I-i-ich soll verreisen? Wohin?«, frage ich, lege mein Buch zur Seite und erhebe mich zögerlich. Reisen ist mit höchst zuwider. Es bedeutet viel zu viele Menschen – und daher auch unzählige Blicke.

»Nach Frankreich, nach Tours, um genau zu sein. Dein Cousin François hat eingewilligt, dich zu heiraten.«

Meine Knie geben minimal nach und ich taste nach einem der Pfosten meines Himmelbettes. »Wie bitte?«, frage ich stotternd.

»Er besitzt die Freundlichkeit, dich zu ehelichen, obwohl du Schande über dich und beinahe auch über die Familie gebracht hast. Seine Gattin ist kürzlich verstorben, und er kann eine junge Frau im Haus gebrauchen. Ich habe ihn vorgewarnt, doch er sagt, er sei selbst nicht gerade das Bild eines perfekten Gentlemans. Ihm ist es wichtiger, dass seine Frau ordentlich und fleißig ist, als dass sie äußerlich etwas hermacht.« Mit einem Anflug von Stolz sieht er mich an. Er macht den Eindruck, als müsse ich mich über ein derartiges Arrangement freuen, anstatt in Schockstarre zu verfallen. Aber natürlich, wer möchte schon jemanden heiraten, bei dessen Anblick die Menschen zusammenzucken? Liebe, Heirat, Kinder ... all das sind bisher verbotene Träume für mich.

Aber ich kann hier nicht weg.

Ich liebe Schottland! Die grünen Hügel, das Heidekraut, die Schafe, die vielen Seen ... hier fühle ich mich wohl, und nun soll ich einen Mann heiraten, den ich nie getroffen habe?

Noch einmal versuche ich, ihn umzustimmen. »Vater, bitte glaube mir: Ich weiß wirklich nicht, wer diesen Brief geschrieben hat. Aber ich ... ich war es nicht. Bitte bestrafe mich nicht für etwas, das ich nicht getan habe.«

»Evelyn, deine Unehrllichkeit macht alles nur schlimmer.« Vaters Miene verschließt sich umgehend. »Wenn du wenigstens ehrlich wärest, hättest du zumindest eine Tugend. Aber wie es scheint, hat der liebe Herrgott dich mit keinerlei guten Eigenschaften versehen.

Du bist innerlich ebenso verdorben wie äußerlich. Das Beste, was ich tun kann, ist, einen Ehemann zu finden, der dich trotz deiner Makel nimmt, damit ich weiß, dass du versorgt bist.« Meine Kehle wird heiß, und hinter meinen Augen brennt es. Ein Leben lang wusste ich, dass ich voller Makel bin, aber es von meinem eigenen Vater so unverblümt zu hören, tut dennoch weh.

»Wenn ich eine solche Schande für die Familie bin«, presse ich hervor, »dann ... dann lass mich gehen. Ich werde meinen Weg finden! Aber bitte zwing mich nicht, einen Mann zu heiraten, den ich nicht einmal kenne.«

Vater tritt ans Fenster und blickt über die nebelverhangenen grünen Hügel. Ein schwarzer Rabe sitzt auf dem Torpfosten und krächzt in Richtung Ställe, wo zwei Knechte Heu aufladen. In mir zieht sich alles zusammen, als ich sehe, dass es nicht Joseph ist. Ob sie ihn davongejagt haben? Was wird dann aus seiner Familie?

»Ach, mein Kind«, sagt Vater seufzend. »Was soll ich nur mit dir machen? Du hast wirklich keinen blassen Schimmer vom Leben da draußen. Wovon willst du leben? Glaubst du, irgendjemand würde *dir* eine Arbeit geben? Wenn du nicht elend verhungern willst, nimm, was dir geboten wird.« Abrupt wendet er den Blick vom Fenster ab und sieht mir direkt in die Augen. »Etwas Besseres wirst du in diesem Leben nicht finden.«

Ich blinzele und versuche, den scharfen Schmerz in meiner Kehle und die bleierne Schwere in meinem Körper herunterzuschlucken. Das Schlimme ist: Vermutlich hat er recht. Wer würde mir eine Arbeit geben? Ich kann reiten, ich kann lesen und schreiben, sogar malen und musizieren. Aber in den wirklich wichtigen Dingen des Lebens bin ich nicht unterrichtet worden. Ich habe keine Ahnung, wie unsere

Hausangestellten die Flecken aus unseren Kleidern bekommen und den Parkettfußboden zum Glänzen bringen. Vielleicht sollte ich mich fügen? Wenn dieser Francois eine gute Seele hat und wir einander mit Respekt begegnen, könnten wir auch ohne Liebe ein angenehmes Leben führen.

»Wie ... wie ist mein Cousin denn so? Und wovon lebt er?«

Vater runzelt die Stirn, als er nachdenkt. »Nun ja, er ist ein sehr patentter Mann, müsste jetzt Mitte vierzig sein. Er besitzt einen Bauernhof.«

Einen Bauernhof? Das gefällt mir, ich mag Tiere. »Und wo in Frankreich lebt er? Vielleicht am Meer?«

»Nein, er lebt mitten im Land.«

Langsam lasse ich mich auf das Bett sinken, denn die Gedanken in meinem Kopf werden zu schwer. Sollte ich wirklich meinen Cousin heiraten? Vermutlich kann ich erst eine Entscheidung treffen, wenn ich meinen Cousin kennengelernt habe. Wenn er unerträglich ist, könnte ich immer noch versuchen, mich als Hausangestellte oder vielleicht sogar als Gouvernante durchzuschlagen, auch wenn ich bezweifle, dass jemand seine Kinder in meine Nähe lassen würde. Ich kenne meinen Vater, und ich weiß, dass er von seiner Entscheidung nicht ablassen wird, sobald er sie getroffen hat. Also beuge ich mich seinem Willen und beginne zu packen. Die Reise mit all den Menschen wird eine Tortur, das steht außer Frage. Für die Zeit danach besteht Hoffnung, denn nach so viel Unglück muss es einfach wieder etwas Gutes in meinem Leben geben. Deswegen wage ich zu hoffen, dass mein Cousin ein guter Mensch ist. Er muss es doch sein, wenn er gewillt ist, mich aufzunehmen. Oder?

5

Jody

Mit schnellen Schritten rannte Jody wenig später über das inzwischen nasse Kopfsteinpflaster, doch der Ort war dank der berankten Häuser mit den Sprossenfenstern und dem Bach, der sich durch das Dorf zog, selbst im Regen genauso urig wie vorher.

Der Secondhandladen hatte eine grün-weiß gestreifte Markise ausgefahren, und Jody flüchtete sich rasch darunter, da sie nicht einmal eine Jacke mitgenommen hatte.

»Sehen Sie sich ruhig in aller Ruhe um«, rief ihr eine gut gelaunte Frau im Fünfzigerjahre-Aufzug mit gepunktetem Rock zu und Jody bedankte sich.

Erst griff sie instinktiv nach weiten Jeans und schwarzen Oberteilen – da innerhalb der Band von ihnen ein gewisser cooler Style erwartet wurde. Doch dann fiel ihr ein, dass sie für den Moment nicht mehr darauf achten musste. Wenn sie alleine unterwegs war, würde sie ohnehin nicht von den Paparazzi erkannt werden – die kannten nur die Hauptmitglieder. Und so hängte sie die schwarzen Sachen zurück, und ihr Herz wuchs ein ganzes Stück, als sie ein wundervoll sommerliches Blümchenkleid vom Ständer nahm und entdeckte, dass es sogar ihre Größe hatte.

Das war gut.

Es würde ihr gewiss helfen, nicht mehr an Bandproben, Soundchecks und Meetings zu denken und stattdessen an Erdbeereis und Sonnencreme.

Sie griff nach weiteren Kleidern, weit fallenden Röcken mit Oberteilen in herrlich leuchtenden Farben und – nach einem Blick aus dem Fenster – auch einen schwarz-weiß gestreiften Regenmantel, der unten weit ausgestellt war wie ein Rock. All diese Dinge, die sie sonst nicht mehr tragen konnte – zumindest, wenn sie sich keine hochgezogenen Augenbrauen von Jeff einhandeln wollte. Es war ihr ein wenig peinlich, als sie am Ende einen riesigen Stapel Kleider auf den Tresen neben der Kasse ablegte. Doch die Verkäuferin lächelte sie glücklich an.

»Na, da war aber jemand erfolgreich«, sagte sie und begann, die Kleidung vom Bügel zu lösen, auf die Jody sie fein säuberlich zurückgehängt hatte.

»Ja«, erklärte Jody pflichtbewusst. »Mein Koffer ist verloren gegangen«, zitierte sie die altbewährte Lüge wieder, die so viel besser klang als: Ich bin vor meinem Freund und vor meinem Leben davon gerannt.

Aus einem Impuls heraus griff sie auch noch nach einem blauen Rucksack, den sie nun mit anderen Gepäckstücken neben der Kasse stehen sah, da sie all die Sachen ja auch irgendwie in ihr Gästezimmer bekommen musste. Und noch etwas fiel ihr siedend heiß ein. »Kann man hier auch irgendwo Unterwäsche kaufen?«

Die Verkäuferin zog die Lippen zusammen und biss sich leicht darauf. »Ich fürchte, dazu müsstest du in die nächste Stadt fahren. Richtige Bekleidungsgeschäfte haben wir hier leider nicht.«

»Okay, danke!« Jody lächelte ihr zu, packte all die hübschen neuen Sachen in den Rucksack und winkte der Verkäuferin zum Abschied. Später würde sie mit dem Zug oder vielleicht auch mit dem Bus in die nächstgrößere Stadt fahren und sich Unterwäsche besorgen, aber sie wollte erst einmal abwarten, bis dieser fürchterliche Regen aufhörte.

Gegenüber der Kirche sah sie nun das Museum, das Martha erwähnt hatte. Sie zog ihren neuen Regenmantel über und rannte zum altherrschaftlich wirkenden Gebäude. Im Windfang vor der Eingangstür blieb sie stehen, um den Regenmantel auszuziehen, von dem das Wasser nur so perlte – und hielt inne, als sie von nebenan eine Stimme hörte.

»Verflucht, nun komm endlich, du dummes Ding«, rief jemand empört.

Ganz langsam öffnete sie den Reißverschluss, um weiterhin lauschen zu können, was nebenan gesagt wurde.

»Mann, nun mach schon!« Danach stieß jemand zwischen zusammengebissenen Zähnen ein Ärgernis hervor.

Still wie eine Maus schlüpfte Jody aus dem Regenmantel und lugte dann ganz vorsichtig in den Museumsraum. Sie hatte schon fest damit gerechnet, dass hier gerade ein Kind zusammengefasst wurde, doch stattdessen sah sie einen jungen Mann in einem Holzfällerhemd, der seine Füße auf einen Schreibtisch gelegt hatte. Als sie den Gameboy in seiner Hand entdeckte, konnte sie sich ein Grinsen nicht verkneifen. Das war es also nur!

»Störe ich?«, fragte sie unschlüssig in den vollkommen leeren Raum. Vielleicht hatte das Museum bereits geschlossen?

Kaum hatte sie gesprochen, schnellte der Mann in die Höhe und legte den Gameboy hastig weg. Seine Wangen wurden sogar rosig, sodass er wirkte wie ein ertappter Schuljunge.

»Aber absolut nicht«, beeilte er sich zu sagen und schob seine Brille ein Stück höher. »Wir freuen uns über jeden Besucher. Und tut mir leid, wenn Sie das gerade mit angehört haben – aber die Prinzessin wollte sich einfach nicht so richtig von mir retten lassen.« Er nickte zum Gameboy, der auf dem Tisch lag. »Aber jetzt gehört meine Aufmerksamkeit ganz Ihnen. Kann ich Ihnen eine kleine Führung durch unsere bescheidenen Räumlichkeiten anbieten?«, fragte er sie so formvollendet wie ein Hotelportier, und Jody musste schmunzeln.

»Müssen Sie denn nicht noch die Prinzessin retten?«

Er schüttelte grinsend den Kopf. »Vielmehr hat sie *mich* gerettet. Vor der Langeweile. Mit Ihrem Besuch haben Sie unsere Besucherfrequenz um einhundert Prozent erhöht im Vergleich zu gestern.« Er kam hinter dem Tresen hervor und ging auf das erste Ausstellungsstück zu. »Dabei haben wir diese überaus spannende Ausstellung hier«, sagte er und deutete auf eine Vitrine. »Wir haben hier ... äh ... Speerspitzen. Und historischen Schmuck aus dem Jahr...«, seine Augen wanderten zum Schild neben der Vitrine, »aus der Wikingerzeit.« Jetzt ging er auf die nächste Vitrine zu und legte seine Hand darauf. »Und außerdem haben wir diese wunderschönen Mosaike. Und Münzen und jede Menge andere Sachen aus der Zeit der Römer.« Er deutete auf verbogenen Schmuck, der neben einigen dunklen unförmigen Münzen lag.

Hatte er jemals in seinem Leben schon diese Führung gegeben? Falls ja, war er der mit Abstand schlechteste Museumsführer, dem Jody je begegnet war. Trotzdem hatte er etwas in seiner Art, vielleicht

weil er diesen leichten Hang zur Selbstironie hatte. Das machte ihn irgendwie angenehm.

Jetzt ging er auf einen riesigen Glaskasten mit den archäologischen Fundstücken zu und deutete auf eine Scherbe. »Hier zum Beispiel haben wir eine römische Amphorenscherbe aus dem zweiten oder dritten Jahrhundert nach Christus«, las er unverhohlen vom Schild ab. »Sie wurde im Jahr neunzehnhundertachtundsiebzig bei Grabungsarbeiten hinter der heutigen Post gefunden. Vermutlich diente die Amphore zur Aufbewahrung von Olivenöl oder Fischsauce ...« Er kicherte. »Fischsauce. Lecker!«

Mit seinem leicht wippenden Gang ging er zum nächsten Ausstellungsstück und obwohl er auch hier mehr oder weniger nur das Schild vorlas, folgte Jody ihm und hörte ihm zu. Sie wusste nicht so ganz, was sie davon halten sollte, aber letztlich hatte sie ja ohnehin nichts Besseres zu tun. Nur dass sie sich noch Unterwäsche besorgen musste, durfte sie nicht vergessen.

»Kurze Zwischenfrage: Wo gibt es hier denn den nächsten Marks & Spencer?«, fragte sie, bevor er das nächste Schild vorlesen konnte.

Er verzog entschuldigend das Gesicht. »Einen großen Supermarkt haben wir leider erst wieder in der nächsten Stadt, gute zehn Meilen von hier.«

»Hmm, okay. Gibt es denn einen anderen großen Supermarkt in der Nähe?« Sie wusste zwar von den vier Wochen, in denen sie nun schon auf der Insel lebte, dass Marks und Spencer hier die großen Supermärkte waren, in denen man schier alles bekam, aber auch in einem anderen Laden könnte sie Glück haben. Sie brauchte ja nichts Spezielles.

Aber der Museumsführer schüttelte den Kopf. »Leider nicht.«

Jody unterdrückte einen Fluch. »Fährt ein Bus oder ein Zug in diese Stadt?«

Er hob die Handflächen nach außen. »Schon, aber da müsstest du umsteigen und wärst sicherlich anderthalb Stunden unterwegs pro Fahrt. Aber ich sag dir was: Ich bin ganz gut ausgestattet und auch gut vernetzt im Ort. Was brauchst du denn? Wir können fast alles besorgen.«

Vermutlich dachte er, sie brauche noch zwei Eier, um einen Kuchen zu backen oder eine Paprika. Aber sie konnte ihm jetzt nicht sagen, dass sie ohne Unterwäsche angereist war – das war einfach zu peinlich.

»Ach ... ist nicht so wichtig. Ich besorge es dann einfach morgen oder übermorgen.«

Sie dachte, das Thema wäre damit abgeschlossen, doch offenbar fühlte er sich herausgefordert. »Das wäre wirklich kein Problem. Wir haben hier eine super Dorfgemeinschaft und halten zusammen. Und gerade für unsere Gäste tun wir so gut wie alles. Also, was brauchst du? Curly Wurlys? Grüne Pringles? Caramac? Oder irgendwelche anderen heimlichen Laster?« Er sah sie so durchbohrend an, dass Jody lachen musste.

»Nein, das ist es wirklich nicht. Ich kriege es schon anders hin.«

»Oder brauchst du eine bestimmte Zeitschrift? Falls du Zahnpasta oder so vergessen hast – eine kleine Drogerie haben wir im Ort.«

Die hatte sie tatsächlich schon entdeckt und sich mit Zahnpasta, Zahnbürste und Kosmetika eingedeckt. So langsam ahnte sie allerdings, dass er zu den Menschen gehörte, die sich wie ein Terrier in etwas verbeißen, und nicht ablassen, bis sie haben, was sie wollen.

Er würde also nicht aufgeben.

Deswegen kämpfte sie das schlechte Gewissen zurück und beschloss, ein weiteres Mal an diesem Tag zu lügen. Sie strahlte ihn an. »Ach, hier gibt es sogar eine Drogerie? Das ist ja super, die habe ich noch gar nicht entdeckt. Dann kann ich es ja dort mal versuchen.« Sie schlenderte langsam weiter, um zu signalisieren, dass die Tour weitergehen konnte.

Doch er rührte sich nicht von der Stelle.

Sie drehte sich über die Schulter nach ihm um. Er stand einfach nur da und fixierte sie mit leicht geneigtem Kopf.

»Oh. Mein. Gott. Ich habe noch nie jemanden erlebt, der so schlecht lügen kann wie du.«

»Was?!«, rief sie empört, und jetzt kam er langsam auf sie zu und ließ sie dabei aber nicht aus den Augen.

»Du hast mich eiskalt angelogen, ich fasse es nicht. Warum willst du dir nicht helfen lassen? Ich habe wirklich alles da.«

Das war doch nun wirklich nicht zu glauben. Wie anstrengend konnte ein Mensch sein? Resigniert atmete sie aus und fischte nach einer Lüge, die sie glaubhafter rüberbringen konnte.

Aber bevor sie etwas sagen konnte, hob er die Hände. »Aber gut, ich sehe ein, dass du es nicht sagen willst, und ich werde dich nicht zwingen. Und weißt du was, ich fahre dich trotzdem. Wenn du willst, natürlich.«

Er ging an ihr vorbei und stieg die kleine Treppe hoch, die ins nächste Stockwerk des Museums führte. Jody blieb stehen. Sollte sie etwa wirklich zu einem wildfremden Menschen ins Auto steigen? Andererseits war es sehr viel einfacher zehn Minuten Auto zu fahren, als wieder Ewigkeiten in Bussen und Bahnen zu sitzen, zumal sie ja auch nicht wusste, welche sie nehmen müsste.

Und welche andere Möglichkeit hatte sie? Sie konnte ihre jetzige Unterhose im Waschbecken auswaschen, aber würde sie so rasch über Nacht trocknen? Sie könnte auch einfach gar keine tragen – aber das war immer arg unangenehm.

Auf der anderen Seite konnte sie genauso gut zum ersten Mal in ihrem Leben selbstsüchtig sein und diesen höflichen, wenn auch etwas merkwürdigen, jungen Mann tatsächlich dafür benutzen, dass er sie zum Supermarkt fuhr. Schließlich würde sie ihn danach niemals wieder sehen.